

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang

35.

Donnerstag, am 6. September 1849.

Der isländische Dichter Bjarni Thorarensen.

Nach einer Schilderung des Magisters Grimur Thomsen von Julius Reuscher.

Es giebt lyrische Dichter, welche nicht der Oeffentlichkeit in der Poesie huldigen. Nur im Geheimen haben sie Umgang mit der Muse, in einzelnen innigen Stunden, deren heilige Mysterien sie nur ungeru einem guten Freunde, viel weniger aber einem beurtheilenden Publikum anvertrauen. Als Theilnehmer an den eleusinischen Mysterien glauben sie die Götter zu erzürnen, wenn sie verrathen, was sie in der Stunde der Begeisterung sahen und hörten; sie fürchten den Verlust der Liebe ihrer Muse, wenn sie Anderen Etwas von den glücklichen Augenblicken mittheilen, die sie mit derselben verlebten. Deshalb verweisen sie sich freiwillig aus der Republik der Gelehrten, und kennen kaum ihre poetischen Zeitgenossen. Wenn sie überhaupt Poesie lesen, so sind es gemeiniglich die Meisterwerke einer entschwundenen Zeit. Ihre Bildung schöpfen sie hauptsächlich aus dem Leben, denn solche Männer sind oft tüchtige Bürger, lie-

bende Ehemänner, vernünftige Väter und angesehenere Männer in ihrem Bezirke. Die Dichtkunst ist für sie ein geheimes Löbliches über dem Leben, ein Geist, der über den Gewässern schwebt. Sie lösen keinen Bürgerbrief als Dichter, das ist nicht ihr Titel im Leben. Gerade weil die Poesie nicht ihre Lebensfrage in der Bedeutung des Gewerbes ist, so ist sie dieselbe gerade in einem höheren Verstande, sie ist ihres Daseins Allerheiligstes, sie leben für dieselbe, nicht von derselben. Sie ist ihnen ein Frühlingstraum, aber zugleich ein Schatz, den sie mit jungfräulicher Blödigkeit der ersten Liebe bewachen. Nur in einem mittheilenden Augenblicke verrathen sie ihr Geheimniß einem Einzelnen, und so werden sie bekannt; sie lesen ein Gedicht einem Freunde vor, dieser giebt wieder seinem Freunde eine Abschrift davon, und — das Geheimniß ist über das ganze Land verbreitet.

Eine solche Popularität ist nicht durch ästhetische Ausrufer und Zeitungsartikel mühsam erkämpft. Der zurückhaltende Dichter hat nie eine Sammlung von Gedichten herausgegeben, sich nie vor einem Recensenten vom Fache gedemüthigt, nie einem Zeitschriften-Redakteur geschmeichelt. Er hält keine Wache von officiellen Bewunderern, und keine kritischen Schuhputzer.

Ist denn aber ein Dichter mit einer von selbst gekommenen, ungerufenen Popularität, in unseren aufgeklärten Tagen zu finden, „zu einer Zeit“, die, wenn sie es selbst gestehen soll, so weit in der Bildung vorgeschritten ist, daß sie in der Elite der Literatur keinen neu angelangten Schriftsteller, ohne den erforderlichen Passirzettel aufnimmt, und bei welcher es nichts nützt, wenn man sich ohne gute Empfehlungen meldet. Die Zeit hat nicht mehr die Jungfräulichkeit, welche erforderlich ist, um eine solche Persönlichkeit hervor zu bringen; die Rhapsoden sind verschwunden, alle Barden und Minnesänger todt und begraben. Und giebt es Dichter mit jener blöden Bescheidenheit, jener liebenswürdigen Zurückhaltung des Genies, so reißt die Zeit sie doch mit fort. Diese reicht ihnen in einem leichtsinnigen Augenblick einen Finger, und sie ergreifen mit der unerfahrenen Offenheit des Genies und der Jugend die ganze Hand.

Die beiden Lyriker Burns und Bellmann, welche diese Anlagen hauptsächlich besaßen, gingen doch zur Dessenlichkeit über. Burns bewahrte seine literarische Unschuld nur bis zu der Zeit, wo er nach Edinburg kam. Dann wurde er Mode, ein poetischer Bauer ohne Bildung, war etwas Neues, aber der Strudel der Mode riß ihn mit sich fort, und die Zeit wurde seiner überdrüssig. Nicht unähnlich erging es Bellmann. Seine Unachtsamkeit hinsichtlich der Aufbewahrung seiner Produktionen ist hinlänglich bekannt, aber doch wuchs sein Ruf, „seine Lieder wurden in Abschriften verbreitet oder aus dem Gedächtniß vortragen.“ Als er aber so populär geworden war, als ein Dichter es sich nur wünschen mochte, gab er seine „Fredmans Episteln“ heraus, und erst nach dieser Zeit begann seine Popularität zu sinken.

Die Schuld liegt also mehr in der Zeit, als an den Individuen. Sie kömmt dem Talente nicht mehr so, wie in ihrer Jugend entgegen; jetzt ist sie eine alte Coquette, die sich die Cour machen lassen will, die aber nach der Art der Coquetten oft gerade den vorzieht, der sich um ihre Gunst bewirbt, jedoch wohl zu bemerken nur so lange, als sie gleichgültig bleiben; lassen sie sich verleiten, kehrt sie ihnen den Rücken und wendet ihr Lächeln wieder ihren diensthabenden Courmachern zu.

Deßhalb ist das Supplikantenverhältniß der Talente zur Zeit unleugbar mehr oder minder zu entschuldigen, denn es ist eine natürliche Folge ihres eigenen Verhaltens. Die Lyrischen Dichter sind zwar am wenigsten zu entschuldigen, denn die Innigkeit dieser Dichtart weist die Ausübter derselben, mehr als jede andere, auf ihr eigenes Gemüth, als das starke Centrum für ihre unmittelbaren und unwillkürlichen Begießungen hin; aber wer weiß, ob nicht selbst die Lyriker, die am meisten in sich selbst gelebt und erweislich nie das Gnadenbrot von ihrer Zeit erbettelt haben, weil diese ihnen reichlich aus eigenem Antriebe spendete, ob nicht diese unter andern Verhältnissen, in unsern Zeiten z. B. derselben, so gut wie irgend ein moderner Poet, Krastfüße gemacht haben würden. Denn von den Dichtern gilt es ganz besonders, daß sie die Söhne der Zeit sind, und diese in ihrem Sein und Wirken abspiegeln, so daß der Zustand der Welt, worin sie sich bewegen, ihnen so gut wie allen Anderen ihr Gepräge giebt.

Giebt es daher ein Land, wo ein solcher Dichter in unsern Tagen erstehen könnte, so müßte es eins sein, welches außerhalb der Vegetation der eigentlichen Cultur läge; es muß ein Land sein, welches streng genommen der Zeit nicht angehört.

Und gerade in einem solchen entlegenen Winkel finden wir den Dichter, den wir suchen, jenen verschämten Lyriker, der weder für Ehre noch für Gold singt, sondern aus Trieb. Und dieser entlegene Winkel ist Island. Schon beim ersten Anblick erweist sich diese Insel gerade als passender Erdstrich für einen solchen wilden Schößling im Garten der Civilisation. Zu isolirt von dieser, um ihrer Einwirkung ausgesetzt zu sein, ist sie reich genug an historischen Erinnerungen, um ihre Söhne zu begeistern, und ihre stille Gegenwart senkt ihren Geist, wenn sich sonst etwas Poetisches in demselben bewegt, mit desto größerer Innigkeit in die Wogen einer bewegten Vorzeit. Ihre Sprache ist zu unbiegsam, um sich dem phrasologischen Zügel der Gegenwart anpassen zu lassen, hat aber im Ausdrucke die eigenthümliche Fülle und den Kern einer edlen Vorzeit, welche, wenn dessen Literatur je allgemein bekannt werden sollte, gegen den verwischten Charakter und die Abrundung der übrigen europäischen Sprachen merk-

würdig abstechen würde. Das Volk hat eine patriarchalische Gemüthlichkeit bewahrt, welche, von einer stillen Melancholie begeistert, eine Voraussetzung mehr für eine anspruchslose und tüchtige Persönlichkeit ist. Endlich ist dessen äußere Natur mit ihrer wunderbaren Wildheit, ihrer reichen Abwechslung und erhabenen Größe, der idyllischen Freundlichkeit, der öden Rauheit und Resignation ein begünstigender Umstand für ein tiefes und lyrisches Gemüth. In der Nationalität findet sich geistige Lebenskraft genug zur Erzeugung eigenthümlicher Talente, doch auch zugleich eine Resignation, die ein Zurückhalten veranlaßt, und sie von dem gährenden Leben der Gegenwart zurückstößt, wenn sie nicht in andere Lebensverhältnisse treten. Diese Resignation, welche durch die Jetztzeit des Volkes geht — denn es lebt ja in der Erinnerung an eine verschwundene Zeit — liegt in dessen melancholischem Charakter und erstreckt sich sogar auf dessen Natur, setzt gerade jene weiche lyrische Persönlichkeit voraus, vor deren Tiefe und Innigkeit die Deffentlichkeit, die Losung unserer Zeit, immer etwas Abstoßendes haben wird.

Und dieser verschämte Dichter ist der Isländer Bjarni Thorarensen. Wer da weiß, wie es in der literarischen Welt hergeht, der muß sich darüber wundern, daß es im 19. Jahrhundert einen wahren Dichter, einen von jenen Wenigen gegeben hat, der sich seines Werthes in der Art unbewußt war, daß er sich nicht um den Beifall seiner Zeitgenossen kümmerte, der nicht für die Aufbewahrung seiner Manuscripte und noch viel weniger für deren Herausgabe Sorge trug. Selbst wenn er nur einer von den vielen Mittelmäßigen gewesen wäre, selbst dann würde es unserer Zeit auffallen, daß er keine Sorge für seinen Namen trug. Aber darin hat die Zeit Unrecht, denn gerade der Umstand, daß er ein wahrer Dichter war, macht diese Gleichgültigkeit erklärlich. Wenn das Geniale bei einem Dichter nicht in einzelnen Funken besteht, welche die übrige Prosa unterbrechen, sondern wenn es im Gegentheil eine ganze Flamme ist, die sein Wesen völlig durchdringt, wenn seine Dichternatur so umfangreich und zusammenhängend ist, daß er von einzelnen hellen Augenblicken, worin die Gottheit sich ihm offenbart, nicht überrascht werden kann, sondern wenn

diese Gottheit ihm stets wie sein innerer Schatten folgt, so fehlt ihm die Zeit über sich selbst zu erschrecken, und sich selbst so zu durchschauen, wie jene Talente und Eiskrystallisationen, welche am Ende aller Enden nichts weiter als Reflex vom Reflex auf Reflex sind. Das Dichtergenie gleicht bei ähnlichen Gelegenheiten einem Menschen, der im Dunkeln ein Licht trägt, er leuchtet Andern, aber vor seinem eigenen Fuße ist es dunkel; sie können sehen was in ihm wohnt, aber selbst wandert er in der genialen Sicherheit des Somnambulismus über Alles, nur nicht — über sich selbst.

Thorarensen wurde unter historischen und poetischen Denkmälern auf dem Gute Hlidarenda geboren, wo der aus der Njalsfaga bekannte Held Gunnar wohnte, in der Ebene Fljotshild, deren ursprüngliche Lieblichkeit es dem nahe gelegenen Hekla noch nicht geglückt ist völlig zu vernichten, deren ruinenartiges Aussehen jedoch einen Jeden, der sie erblickt, mit Wehmuth an die Zeit zurückdenken läßt, wo ihre blühende Schönheit, „der lichte Acker und das dustende Feld“ so hinreißend auf Gunnar wirkte, daß er sich lieber dem Tode Preis geben, als sie wieder verlassen wollte. In einem seiner Gedichte schildert Thorarensen sie selbst folgendermaßen.

„Fljotshild, welches früher so schön war, ist jetzt eine Ruine, ihre Füße ruheten früher auf grünen Feldern, jetzt sind sie in „Jökul“-Schutt eingehüllt. Von seinem hohen Grabhügel steht Gunnar, daß die einst so anmuthige Ebene bleich und kahl geworden ist, und bereut jetzt zurückgekehrt zu sein, um seine Gebeine auf der blauen Haide zu ruhen.“

Hier erwuchs er in der Freiheit, in welcher die Kinder gewöhnlich in Island erzogen werden, denn, wie die Verhältnisse es mit sich bringen, haben sie dort, ganz anders, als hier zu Lande, Gelegenheit sich frei auf Feld und Wiese, Felsen und Thal herumzutummeln, dort ist kein Acker niederzutreten, keine Böschung zu übersteigen, sie können gehen wohin sie wollen, ohne an abgestochene Grenzen gebunden zu sein, und das verleiht ihnen Freiheit und Vertraulichkeit zur Natur, wenn ihnen auch oft die Freiheit im Umgang mit den Menschen fehlen mag, welche nur durch gesell-

schafliche Reibungen und stetes Tummeln unter verschiedenen Ansichten gewonnen wird. Er stammte aus einer der ältesten Familien des Landes, und sein Vater, Hardešvoigt im Rångarvallasdistrikt, Vigfus Thorarensen, befand sich in solcher Stellung, daß er den Sohn sich den Studien widmen lassen konnte, wozu dieser schon in einem sehr jugendlichen Alter bestimmt wurde, da seine ungewöhnlichen Geistesgaben, ein außerordentliches Gedächtniß und eine lebhaftere Phantasie, schon zeitig große Hoffnungen für ihn erweckten. Alles begünstigte den jungen Dichter, der in seinem siebenzehnten Jahre, in der bewegten napoleonischen Zeit zur Universität nach Kopenhagen kam, wodurch sein poetischer Geist neue Nahrung erhielt. Von seiner Universitätszeit schreiben sich auch einige seiner schönsten lyrischen Ergüsse her, wie das isländische Nationallied: „Eldgamlá Iscafold“, sein Kriegsmarsch etc. Nach beendeten Studien kehrte er zur Heimath zurück, wo er sogleich eine amtliche Stellung erhielt, zuerst als Hardešvoigt, später als Assessor im Oberlandesgericht in Reikjavik, und endlich als Amtmann über das Nord- und Ost-Amt Islands, in welcher Stellung er im Sommer 1841, beweint von dem ganzen kleinen Volke starb, dessen Trost und Freude seine innigen Nationallieder gewesen waren, und die solches noch lange sein werden.*

Er schrieb von früher Zeit her Gedichte, theils patriotischen, theils erotischen, elegischen und satyrischen Inhalts. Eine eigenthümliche Force besaß er in Grabelegien und Trauerliedern, worin oft seine innigste Lyrik athmet; er gebrauchte den

* „Il est surtout un homme, dont ils (les Islandais) chérissent le nom, dont ils recherchent les oeuvres avec empressement. Cet homme est M. Thorarensen, qui remplit aujourd'hui les fonctions de préfet dans le Nordland. C'est un vrai poète par la pensée, par la forme, un poète qui aime son pays et qui le chante avec enthousiasme. Ses poésies sont encore disséminées dans différens recueils, mais tous les Islandais les possèdent.“ — X. Marmier: Lettres sur l'Islande. Wünscht Jemand sich mit zwei der schönsten Gedichte Thorarensen's in Herrn Marmiers schlechter französischer Uebersetzung bekannt zu machen, so verweise ich ihn auf das oben angeführte Buch, und desselben Verfassers Chants du Nord.

Töb als Stoff, um tiefen Gedanken das Leben zu geben, so daß seine Grabelegien, obgleich Gelegenheitsgedichte, es doch im edelsten Verstande, in der poetischen Bedeutung des Wortes sind. Aber obgleich ihm weder Geschmack noch Bildung fehlten, um den Werth seiner Gedichte zu beurtheilen, so ist und bleibt es doch eine Merkwürdigkeit, daß er sich gleich seines poetischen Genies unbewußt war. Da er häufig in meines Vaters Haus kam, wo das Gespräch sich oft um ihn und seine Angelegenheiten drehte, so kann ich mich deutlich entsinnen, daß er nie Aufhebens von seinen Gedichten machte, und nur selten eins vortrug, während er sich gern etwas auf andere Sachen zu Gute that, von seiner Universitätszeit und dem Glück erzählte, womit er seine Examina absolvirt hatte u. s. w., so daß man, so unglaublich wie es auch klingt, fast glauben möchte, daß er einen größern Werth darauf setzte, seine verschiedenen Examina gut bestanden zu haben, als auf seine Gedichte. Ebenso legte er gern Proben von seinem mithridatischen Gedächtnisse ab, indem er z. B. ganze Seiten aus Abraham Kalls Weltgeschichte hersagte, die ihm sein Vater in seinem dreizehnten Jahre hatte auswendig lernen lassen, oder indem er lange Gedichte von neun bis zehn Strophen ein einziges Mal durchlas und darauf wörtlich recitirte. Einen Zug aus seinem Studentenleben erzählte er auch gern, nemlich wie er und ein verstorbener Freund von ihm die edle Kunst geübt hatten an einem öffentlichen Ort des Morgens das Intelligenzblatt auswendig zu lernen, und wie dann der von den Beiden, welcher sie nach einmaligem Durchlesen, am sichersten herbeten konnte, für den ganzen Tag des andern Gast war; für das Hersagen in umgekehrter Ordnung war außerdem noch eine besondere Belohnung festgesetzt. Bei solchen Vortheilen verweilte Thorarensen gern, nicht ohne einen Anstrich von Ironie über solche brotlose Künste, war aber die Rede von seiner Poesie, so brach er gern ab, oder leitete die Unterhaltung auf andere Dichter und Dichterwerke über, am liebsten auf die alten Lieder in der Edda, auf Shakespeare, Dehenschläger und Schiller sowie auf J. L. Heilberg, mit dessen poetischem Charakter sein eigener doch weniger Aehnlichkeit hatte. Suchte er sich so mit Fleiß

dem Dichternamen zu entziehen, so verrieth er sich doch in mancher Art unfreiwillig: wenn er in Gedanken vertieft im Zimmer umherging, den Falt auf den Meubeln schlug und mit seiner tiefen wohlklingenden Stimme seine Lieblingsmelodien vor sich hinsang, wie die schwedische: Kung harl den unge hjelta, Rousseaus Traum, und eine alte isländische Volksmelodie, worauf mehre seiner eigenen Lieder gedichtet sind, — wenn er mit feuchtem Auge und glühender Wange von den großen Männern sprach, und sich dabei kaum enthalten konnte in Rhythmen zu verfallen (*Hec mihi, quid dixi, nescio versus erat*), und wenn ihm endlich ein Impromptu unwillkürlich entschlüpfte, so hatte man darin einen eben so gütigen Beweis für den Dichter, als lange Selbstbewunderungsreden und Gedichtsvorlesungen nur abgeben können.

Als Gesellschafter war er munter und unterhaltend und kein Verächter der Gaben des Bacchus. Seine Munterkeit grenzte dann zuweilen an Ausgelassenheit, aber diese war so begeistert, daß sie alle Anwesende hinriß. Doch war er zuweilen, nach alter nordischer Weise, etwas lärmend und beherrschte gern die Unterhaltung. Zu andern Zeiten war er finster und verstimmt, was bei ihm besonders mit dem Alter zunahm. Und wie paßte sein Aeußeres nicht zu solchem Innern; wie manches Wintermärchen sprach nicht aus diesem klaren Auge, worin seine ganze vulkanische Natur flammte, und wie mancher Sommernachtsstraum lag nicht zugleich in diesem feuchten Blicke; wenn man sein halb schmerzliches, halb sarkastisches Lächeln sah, wenn man das ganze eigentliche Antlitz betrachtete, auf welchem Trauer und Begeisterung und alle Mächte des Lebens ihre Runen geritzt hatten, so konnte man nicht unterlassen auf ihn selbst anzuwenden, was er in einem Trauergedichte über einen Jugendfreund geschrieben hat:

„Es nimmt Keinem Wunder, daß seltsame Reiser aus einem Erdboden aufschießen, unter welchem die Grameschlamme glimmt, und welcher von oben mit dem Feuerregen der Thränen bewässert ist.“

Ebensowohl kann man den letzten Vers desselben Trauergedichtes auf ihn selbst anwenden.

„Du der da schlafend mit dem Strome des

Lebens zur Mündung des Todes schwimmst, lästere den Lachs nicht, der stark gegen den Strom ankämpft und den Wasserfall erklettert.“

Denn er schwamm selbst im Leben gegen den Strom an; wäre er demselben mehr gefolgt, so würde er sich unzweifelhaft einen Theil der Unannehmlichkeiten erspart haben, die für eine empfindliche Natur einen unerträglichen Stachel haben können, und welche nicht wenig dazu beitrugen, sein Leben zu verkürzen, welches auf eine, seinem feurigen Geiste und rastlosen Leben entsprechenden Weise, plötzlich durch einen Schlagfluß endete.

Uebrigens war er eine eigenthümliche Mischung der idealen Dichternatur und des eifrigen Beamten: diese beiden Seiten kreuzten sich sogar auf eine komische Weise, denn wie er zuweilen selbst in prosaischen Sachen, wie z. B. in seiner Amtspraxis darnach strebte, seine poetischen Ansichten geltend zu machen, so waren auch seine Aeußerungen über poetische Gegenstände bisweilen nicht frei von einem prosaischen Anstrich, dessen Naivität jedoch darthat, daß es mehr eine Folge seiner äußeren Verhältnisse, als in seiner Persönlichkeit begründet war, denn selbst solche Aeußerungen kleidete er in Bilder ein. In einem Briefe, worin die Rede von einem jungen Landsmanne ist, der anstatt Jura zu studiren, sich mit Poesie beschäftigte, schreibt er unter Anderm: „Ich halte es für ein schlimmes Zeichen, wenn junge Studenten Verse zu schreiben beginnen, bevor sie ihr Amtsexamen gemacht haben, es ist dasselbe, als wenn die Blumenknospe sich zu entfalten beginnt, bevor der Stiel reif ist.“ Höchst dichterisch spricht er besonders von den Pflichten der jungen Leute gegen das Vaterland, schließt aber mit folgendem Citat aus dem Ovid:

— — Studium quid inutile tentas,
Maeonides nullas ipse reliquit opes,

und mehren ähnlichen Aeußerungen, welches höchst merkwürdig gegen seine begeisterte, ja fast excentrische Persönlichkeit abstach.

Aber das war nicht sein einziger Contrast, wie manche große Lyriker, war er voller Gegensätze, denn derselbe Thorarensen, der zu einer Zeit ganz Poesie war, schämte sich zu anderer Zeit der Bekanntschaft der Musen, und derselbe,

der heute die reinste uranische Grotik schrieb, konnte morgen Schmähgedichte über seine Feinde schreiben.

Als Dichter gehört er zu den energischen Lyrikern, deren glänzende Phantasie und Gefühlsmännigkeit zuweilen mit dem Geschmack und dem Verstande durchgeht, er ist einer der poetischen Riesen, denen man keine kleinlichen Regeln der Aesthetik vorschreiben kann, denn sie durchhauen alle Paraden, und machen durch die Urkraft des Genies selbst Unregelmäßigkeiten zu Schönheit und Originalität, so daß das, was bei dem mittelmäßigen Poeten Mißfallen erwecken würde, bei jenen, als ein noch größeres Zeichen auf der Flucht der Begeisterung, als die Gleichgültigkeit des Geistes gegen das Aeußere, welcher sich in der Fülle der Inspiration nicht die Zeit läßt, seine Worte abzuwägen, erscheint. Es folgt daher von selbst, daß Thorarensens Poesie zu der erhabenen, nicht zu der harmonisch schönen Dichtung hingerechnet werden muß, denn seine ernstesten Gedichte streifen immer an das Dithyrambische, seine launigen, z. B. seine Epigramme auf seinen Diener Claus, an das Groteske, das steht aber in genauer Verbindung mit dem nordischen Charakter, mit der Natur seines Vaterlandes, und mit der Nationalität des Volkes. Ein Jeder, der die Edda und die alten Sagen kennt, muß bekennen, daß die altnordische Literatur eine wichtige Quelle für das Studium des Erhabenen ist. Die Großartigkeit der Bilder, die Innigkeit des Gefühls, die in sich ruhende Festigkeit und Energie des Charakters, die stoische Selbstverleugnung der Persönlichkeiten, die dämonische Verschlossenheit und den unbeugsamen Stolz findet man wohl kaum anders irgend wo so bestimmt ausgeprägt als hier. Man will einwenden, daß die negative Seite zu vorherrschend ist, aber wie erhaben ist da nicht die standhafte Innigkeit in der Blutrache, welche ja über dem auf Treue in Freundschaft und Liebe hinweist; wie viel Großes liegt da nicht dem individuellen Trost zum Grunde, welcher wohl gebrochen, aber nicht erweicht werden kann, und die Zurückhaltung des Gefühls, welche die nervöse Empfindelheit für das Phlegma der Schläffheit ausgiebt, welche sich aber der gesunden Betrachtung gerade, als ein unfehlbares

Zeichen eines tiefen und männlichen Gefühls zeigt, die keine Befriedigung in sentimentaler Wortkrämerei und gefühlvollen Zuckungen findet, sondern wie in sich selbst verschlossen, gleich dem schneebedeckten Vulkan, äußerlich kalt und ruhig ist, während es im Inneren kocht und siedet. So ist die Literatur, so ist die Edda, für deren tiefe und erhabene Poesie Dehlenschläger die besten Beispiele in seinen „Göttern des Nordens“ gegeben hat, so sind die Sagen, an deren Kraft und Innigkeit selbst die südlichen Nationen, z. B. die Franzosen, so großen Gefallen haben finden können, so ist das melancholische Land, dessen kolossale Felsen, unüberschreitbare Steppen, schäumende Bergströme und gährende Felsenklüfte, so erhaben sie auch für das Auge sein mögen, doch ein niederbeugender Beweis von der Herrschaft der Natur über den Menschen sind. So ist endlich die Nationalität; zwar sind wir in vieler Beziehung unterdrückt und eingeschränkt worden, aber im Grunde des Volkscharakters ruht doch noch etwas Großes, oder darf die Resignation bei den Beschwerden des Lebens und die Standhaftigkeit in dem ewigen Kampfe mit der Natur, die uns noch Niemand bestritten hat, muß nicht die Treue sowohl gegen Freund wie Feind, welche Gott sei Dank noch unter uns gefunden wird, dahin gerechnet werden?

In demselben Style nun ist Thorarensens Poesie, der Fels hat ihr seine Hoheit, der Wasserfall seine Energie, der Vulkan sein Feuer und der Schnee seine Reinheit verliehen; die Keuschheit des Sternenhimmels athmet in einigen seiner Liebesgedichte, so vollständig ist alles Sinnliche davon fern gehalten, in andern spielt eine fast südliche Naivität. Seine patriotischen Gedichte sind alle in einem kräftigen Dur, sie geben sich keinen weichlichen Klagen hin, und verschwinden nicht im Nebel des Vergangenen wie Ossian; sie lassen der Gegenwart ihr volles Recht widerfahren, und verschmelzen nicht in einem müßigen und wortreichen Pessimismus. Seine satyrischen und seine vortrefflichen Spottgedichte sind so bitter, beißend und sarkastisch, wie es selbst der nordischen Hypochondrie nur möglich ist, sie zu machen.

Hinsichtlich der folgenden Probe von seinen

Gedichten, bedauere ich, daß das Vermaß wegen seiner Eigenthümlichkeit und seines Zusammenhanges mit der Natur der isländischen Sprache, unmöglich hat beibehalten werden können.

Die Nacht.

Schon rollen über'm Sonnengrab die Wogen,
Die Erde birgt sich in das Grab der Nacht,
Das Auge ist dem Auge nun entzogen,
Die stummen Zeugen nur des längst Entflognen
Sind aus dem Meer der Ewigkeit erwacht.

Das Auge kann das Hohe dort erkennen,
Das Niedrige, das Kleine aber nicht —
Nur diese Fackeln, die am Himmel brennen,
Sind längst Verstorben'e, die wir Große nennen;
Auf unserm Erdenpfad winkt uns ihr Licht.

Und jene Jungfrau mit der milden Flamme,
In ihrem tiefen, denkberauschten Schein,
Der ewig gleich und immer klar und rein,
Das ist die Sage, der Erinnerung Amme,
Und aus Erinnerung sog sie Nahrung ein.

Und jene Flammenähren, Rettenglieder,
Die schaukeln und sich schlingen dort im Tanz,
Sind stolzer Helden Ruhm, vom Nordpol nieder,
Auf tiefer Himmelswölbung strahlt er wieder
Aus in des Nordlichts Ewigkeiten Glanz.

(Nord. Tel.)

Ein Brief aus Verona.

Hier, wo mich in den engen, düstern Straßen jeder Stein an eine verflungene und vergessene Heldenzeit, an ein thätiges und strebsames Geschlecht von Kriegerern und von Künstlern, an ein zaubervolles Liebeleben mahnt; wo Alterthum und Mittelalter vereint mich zum Besuche laden; wo die Geister von Casull und Vitruv, Julius Scaliger und Tracastori, Maffei und Paolo Veronese an mir vorübertrauschen; hier wird es mir unendlich schwer auch das Streben und Wagen der Pygmäen, welche mich nun im Angesichte der palazzi dei Scaligeri und ihrer Gräber, oder unter der porta de' Borsari umwimmeln, noch mit vorurtheilsfreien Sinnen zu beachten. Und doch haben auch diese Pygmäen das Recht unsere Beachtung zu fordern; denn sie — leben und machen die

Geschichte der Gegenwart, und sind es wirklich Pygmäen in Allem und Jedem was sie dichten und trachten, so ist's nicht allein ihre Schuld.

Aufregung und widriges Geräusch des Kleinhandels umfängt mich hier in Verona, dessen 50 Tausend Bewohner Krämer und Gewerbsleute geworden sind. Stolze Veroneser giebt es nur wenige, deren Ahnentafel eins ist mit der Geschichtstafel der Republik Verona — einst die mächtigste Oberitaliens — und noch weniger reiche Veroneser, die ihren Stolz auch äußerlich manifestiren könnten. Und müht sich die ganze Bevölkerung eines Gemeinwesens „früh und spät“ im sauern Schweiß um's tägliche Brot, dann waren die Vorfahren vergebens groß und wacker; denn der Enkel hat in der drückenden, beengenden Gegenwart keine Zeit an den Großvater zu denken, der vielleicht zum Ruhme und Heile seiner Vaterstadt Thaten vollführt hat, der Macheiferung und der Unsterblichkeit würdig.

Dort unter der Triumphpforte des Gallienus (porta de' Borsari) ballt sich das Volk zum Knäuel, und zieht aufgeregt dem Corso vecchio zu, wie wohl ehemals, wenn die Scaligeri Siege erfochten in der Trevisaner Mark, und die Kunde hiervon in die Stadt gedrungen war. Nun jene Zeiten sind vorüber, und heute zieht das Volk einem Affen nach, der in rother Jacke auf der Schulter des Herrn seine Poffen treibt. Jetzt erreicht der Haufe das ehrwürdige Castello vecchio vom gewaltigen Cangrande 1355 erbaut. Nun hier wird das Volk wohl eintreten, und zwischen den Thürmen und auf der kühnen Brücke mit Mauerkronen, die sich lustig über die flüchtige Adige spannt, ein Stück Geschichte auf sich wirken lassen? — Nichts von Allen dem; denn der Adler wehrt den Veronesern den Eintritt. Dort aus dem Bogen gang den San Michele gewölbt schwirren Lautenklänge. Die Laute ist verstimmt, und auch die Stimme die jetzt in Klagerönen von Mollaccorden getragen wird. Und doch zieht es mich hin zum Gesange „mit wahren Gefühle und falscher Stimme.“ — Singt der Mann etwas von den großen Dichterheroen, vielleicht gar von Dante, der hier gastliche Aufnahme gefunden, als ihn Florenz vertrieben? oder von Giulietta e Romeo? — Nichts von dem Allen, der Sänger ist ein Greis

und — blind, und der letzte Bürgerkrieg hat ihm seinen Freund und Führer, den — einzigen Sohn entrißen. Dies ist der Inhalt der improvisirten Romanze.

Ja Dante hat hier gelebt, und das traut man dem heutigen Verona kaum zu. Dante war ein Freund des mächtigen Ghibellinen Alboin della Scala, welcher mit seinem Bruder Gaugrande zu Anfang des 14. Jahrhunderts einen gar prächtigen Hof hielt. Alboin starb um's Jahr 1311, und ruht im einfachen Marmorsarg zwischen den wundervollen Prachtgrabmälern seines Geschlechtes, und ich ruhte nun, da ich müde, und es längst Abend geworden war, zu Füßen des Sarges, dessen Wappen ich mir aufmerksam besah. Es ist der Adler der Ghibellinen, welcher über einer Leiter (Scala) schwebt, und das uns Dante im paradiso also vorführt: „Che'n su la scala porta il santo uccello.“

Ich flüsterte diese Worte noch einige Mal vor mich in die Nacht hinaus, als ich schon auf dem Heimweg begriffen war, und als ich an dem großen Delegationsgebäude — einst Wohnsitz der Scaliger — vorüberkam, bezog der Doppeladler über der Pforte das „il santo uccello“ auf sich, und schüttelte beifällig sein Gefieder.

Gewitterschwüle lag im Lenze des Jahres 1848 auf Verona, das niedergehalten durch den Kern der österreichischen Armada sich vor dem gewaltigen Marschall beugte. Der Lenz zog vorüber in bänglicher Erwartung und jene Schlachten wurden endlich beinahe unter den Mauern der Stadt geschlagen, welche Italiens stolze Hoffnungen zu Grabe trugen und Verona blieb natürlich ruhig und unterthänig, und wird gegenwärtig „die Treue“ genannt. Auch rechnet es jetzt auf den Lohn dieser Treue, und die Wurst- und Käsehändler der piazza delle erbe zählen schon im Geiste die Laib Käse, die sie mehr absetzen dürften, wenn Verona zur Hauptstadt des vereinigten Königreichs erklärt, an Bevölkerung und daher auch an Käse-Consumenten zunehmen wird. Kleinhändler und Gewerbsmann sind ziemlich gleichgiltig in politics, und die meisten wären sogar erbötig, für recht glänzende lire austriache auf Stimms- und Wahlrecht zu verzichten. — Was hat aber die Veroneser im Frühjahr 1848 ganz besonders im

Schach gehalten? Das Castell S. Pietro. Um in dieses Castell zu gelangen, muß man eine der Eischbrücken zu erreichen suchen, welche nach Veronetta führen. Jede der vier Brücken bietet außer den reizenden Strombildern auch geschichtliches Interesse dar, und wer wird sich hier nicht gerne auch jener erinnern, durch deren Zerstörung Bürger's braver Mann — ein unsterblicher Mann geworden? In Veronetta hebt sich der Weg durch alte Gemäuer über die verbauten Trümmerreste des teatro antico auf die steile Höhe S. Pietro, einst Capitolium, dann Kloster — schon außer den Ringmauern Caroli M. gelegen — später, besonders unter den Venezianern, befestigt und jetzt Verona's Zwingburg. Mauern mit dem stolzen romantischen Schmuck der Mauerkrone umgürtet der Höhe Scheitel, oft durch begraste Erdwälle oder nüchternes Steinwerk moderner Kriegsbaukunst unterbrochen. Der kahle Stein ist aber verhüllt mit dem üppigen Grün des Südens, und oben hinter dem Parapet glitzert durch Nebblattwerk das Bajonnet des schildernden Weißrockes, welcher die Feuerschlünde bewacht, die gähnend auf die alte Stadt mit ihren 40 Campanilen niedersehen. Diese Feuerschlünde haben Verona gehorsam erhalten, und im Verein mit den festen Thürmen und Castellen, die sich noch über viele Höhen den Alpen zuziehen, dem Marschall jene imponirende Position gewährt, aus welcher er im Juli wie ein Löwe hervorbrechen, und nach vierzehn Tagen in der Lombarden stolze Hauptstadt als Sieger einziehen konnte.

Schweift das Auge über das Silberband der Adige und die graue Stadt hinaus nach Westen, so wird es durch einen wellenförmigen Höhenzug gefesselt, der sich von Peschiera bis Mantua durch die fruchtbare Ebene zieht, und auf welchem die Schlachtfelder Sommacampagna, Custozza und Curtatone gelegen sind. Oesterreichs Wiedergeburt knüpft sich an diese drei Namen, und mögen aus dem Blute der gefallenen Helden dem verjüngten Oesterreich nur Rosen erblühen.

Rosen blühten schon, aber nicht auf den Schlachtfeldern, sondern am Abendhimmel und auf den Gipfeln der Alpen, die mit leicht umwölkten Stirnen niedersahen in's schöne Gartenland Italia.

Der Glockenthurm von St. Anastasia warf seinen Riesenschatten gleich einer Geisterbrücke über die Adige, und ich eilte auf die piazza Brà, wo die Gasflammen zu leuchten und das Treiben vor den Cafés lebhafter zu werden begann. Später kam auch der Mond dazu und umwob mit seinem Silberlicht das Amphitheater und den palazzo publico oder die alte Hauptwache der Republik. Die neue Hauptwache von Barbieri schien ihm nicht recht zu gefallen; denn er ließ sie beinahe ganz im Schatten liegen, und da sympathisirte der alte Geselle mit mir, dem dieser Bau trotz seines prästencidösen corinthischen Styls auch nicht gefallen will. — Vor der alten Hauptwache tauchten aber jetzt im Geisterstrahle des Mondes die alten Schildwachen auf. Wilde Dalmatiner in weiten farbigen Tuniken mit riesigen Gewaffen. Und im Amphitheater schienen sogar wieder die alten Gladiatoren-Kämpfe lebendig zu werden, denn ich hörte Geräusch von Stimmen und Bravorufen. Bald stand ich in der Arena und einer — Gauklerbande gegenüber, welcher die Behörde die Bewilligung erteilt, in der Arena ihre diversen Künste zu produciren. Der Hanswurst war endlich unter brüllendem Beifallsjauchzen der Menge zur Ruhe gekommen, die Lampen erloschen, das Volk verlief sich, und ich stieg allein über die 45 Stufenreihen auf den Rand des Baues, dessen

„Quadern von Marmor, Mörtel von Blut.“

Und hier wollte ich mich nun freuen unserer gepriesenen zahmen Sitten und milden Zeiten; aber es ging nicht. Und das warum? werde ich Ihnen in besseren Tagen erzählen.

M.

Vom Brocken.

Am 13. August. *

Von Diabolischem, oder gar einem Hexensabbath fürchten Sie nichts aus dieser Höhe Deutschlands, von der ich schreibe, zu hören. Ich

* Augsburger Allgemeine Zeitung.

wüßte nicht wie der Teufel hier noch Platz für sein Hoflager hätte, wo zu jeder Stunde Reisende aus allen Winden eintreten, und ich eben von meinem bescheidenen Eckisch fortrücken muß, damit Platz für eine verlängerte Table d'hôte werde. Einige fünfzig Gäste gemeldet; außerdem kommen noch andere! Und das geht alle Tage so, tröstet der Wirth einige Reisende, die wirklich vor Verhungern besorgt schienen; ein Tod der übrigens, oder vielmehr seine vorangehende Krankheit, in der zehrenden Luft dieser kalten Höhe empfindlicher als anderswo sein muß. Alle Tage auf dem Brocken Table d'hôte, und ganz comfortable, ein ausgezeichnetes Wein, gestern Abend hundert und einige dreißig Gäste zur Nacht, und — kein Aberglaube mehr, wie sollten es die Dämonen hier aushalten! Ja, recht ihnen zum Hohn, mir indessen auch, muß es der Gesellschaft einfallen, auf der Fläche vor dem Brockenhaus einen Ball zu veranstalten! Es war eine laue Augustnacht, hier aber immer eine Seltenheit, und die Damen tanzten, ohne Enveloppen und Umschlagetücher bis — Mitternacht, nein bis zur Hahnenkrähe. Denn die Hähne krähen oben ganz wie unten. Es fehlte nur, daß die Spielbande, welche sich auch auf dem Blockberge eingenistet, auf der (etwas entferntern) Hexenkanzel Posto gefaßt und von dort aufgespielt hätte; aber diese Kanzel steht recht öde und verlassen da, nackte abgetretene und abgewaschene Steine. Nicht einmal das Moos der Vergangenheit schlingt seine Fasern mehr darum. Und wie sollte es anders sein, wo der Brockenwirth ein Wissenschaftsmann, ein Meteorologe geworden, der eben einer wißbegierigen Dame versichert, er habe auch keinen Augenblick hier oben Langeweile, im Winter so wenig als im Sommer, denn wenn die Gäste und die Wirthschaftsorgen beseitigt, komme die Wissenschaft an die Reihe. Er riecht die Luftströmungen, er betrachtet die Wolkenzüge mit seinem vortrefflichen Fernrohr, er wägt auch, glaub' ich, auf einer Goldwage den Luftdruck, und daguerreotypirt und stenographirt ihn, und versendet ihn an die Akademien. Denn der Brocken, nemlich er, ist in beständiger Correspondenz mit Petersburg und Wien, und Padua und Paris. Nur weiß auch er noch nicht, woher der Wind kommt. Was

soll der Teufel noch an dem Orte, wo ein solcher Mann der Wissenschaft das Regiment führt, und wie es den Anschein hat, zur vollen eigenen Zufriedenheit, womit ich indeß nicht gesagt haben will, daß seine Gäste nicht auch zufrieden sein könnten. Auf dem Brocken herrscht jetzt die Materie. Wasser und Wein sind eiskalt, weshalb der Wirth Niemand, der erhitzt heraufkommt, in der ersten Stunde zu trinken erlaubt, die Luft conservirt die Kartoffeln zwei Jahre, geschlachtetes Fleisch wochen- oder monatelang, einen lebendigen Menschen, ich weiß nicht wie lange, ein Todter würde unbedenklich zur Mumie werden. Ach, aller Glaube selbst ward zur Mumie, seit mir vorhin der braunschweigische Klempner, der auf dem Brockenburm die Zinkbedeckung fest löthete, auf meine Frage: wo denn das Brockengespenst erscheinen solle? zur Antwort gab, es habe noch Niemand dasselbe gesehen, und sei aller Wahrscheinlichkeit nach auch diese Erscheinung nur ein leeres Gerede, das sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt. Vor der Kritik könne es nicht bestehen. — Also auch auf dem Brocken ist die Luft rein! Wohin denn soll sich der arme Aberglaube retten? Es war doch immer etwas von Schauer geblieben um den Vater Brocken, der aus dem sagenreichen Harze, aus den weiten Flächen des sächsischen Landes sein fast immer unwolktes Haupt himmelwärts erhob. Zwar nicht sehr hoch und nicht sehr spitz, einige verglichen es mit einem dreieckigen Hut, unter dem ein Zopf recht gut angebracht wäre, aber auch mit seiner Philisternatur, von der die Dichter sprachen, gehörte er ganz gut in seinen Ammenmärchenschauern zu unserer Hausmannsnatur. Und wer ihn ehemals erstieg, wie oft irrte er in Nebeln umher, und oben fand er auch Nebel, und Nebel sind ein vortrefflicher Färbestoff für die Phantasie! Das Einsiedlerleben des alten Mannes da oben, der vor dem jetzigen Wirth gehaust, war das nicht auch romantisch — selbst Heine fand sich davon inspirirt, wenn gleich in seiner Art — wie oft versicherte der alte Gerlach uns zum Trost, unter hundert Reisenden treffe kaum einer einen guten Tag und eine freie Aussicht! Uns scheint es, als ob die zwei Chaussees, die jetzt hinaufführen, und die Hunderte von Eseln, welche tagtäglich Gäste

hinaustragen, auch das klare Wetter mitgebracht. Es war dies im übrigen Deutschland ein trauriger Sommer, im Harz war er gut, und nicht allein um deswillen, weil Revolutionen, Mißstimmung und Cholera die Reiselust auf dieses ruhige Bünktchen hingelenkt hatten. Der Brocken soll aber nicht stolz werden! Was denn, wenn es nicht die Sage wäre, die unaußlöschlich an ihm haftet, führte noch heute die Tausende auf seinen nackten Gipfel? Es ist wahrhaftig wenig auf und von diesem zusammengewürfelten Steinhaufen zu sehen, und selbst die Granitblöcke sind weder durch ihre Größe, noch durch ihre Schichtung merkwürdig. Es ist allein die Tradition! Und welches Völkergewirre hatte die Cholera und die Revolution, und der Preußenhaß im Brockenhaufe zusammengeführt! Die Cholera, sagt man im Harze, der nie so besucht gewesen als in diesem Jahre, habe ihm die Flüchtlinge aus Berlin, Stettin und Mecklenburg zugeführt. Was die Revolution und der Preußenhaß gewirkt, wage ich nicht zu unterscheiden. Freilich reisen viele nicht nach Baden, Baiern, Salzburg und Wien, geschweige denn nach Italien, die sonst nicht die Politik verfolgen, aber die Politik verfolgt sie, und diese alle umringt der kleine Harz in seinen gastlichen schönen Thälern, auf seinen unwirthbaren Höhen. Indes sah man weit mehr Ableger der nordischen Stämme aus Braunschweig, Hannover, Bremen, Oldenburg, die an und für sich keinen Grund hatten, sich vor dem Preußenhaß in den lieblichen Gegenden Süddeutschlands zu scheuen. Solche blonde, große, blauäugige Thurneldengestalten, ich weiß nicht, ob sie dem sächsischen oder friesischen Stamme angehörten, habe ich selten in der Zahl versammelt gesehen. Hexen wahrhaftig nicht, wenn auch nicht von der schwächtigen und geistreichen Schönheit, die man in Berlin interessant nennt, Kinder der Natur, zuweilen mit etwas rauhen Lauten, die sich des Lebens freuten, da wo es sonst aufhörte und der Spuk anfing, und die sich weder um die Aesthetik noch um die Politik Sorgen machten — dacht' ich. Wie froh ich war! Nein, die Politik hörte auch auf dem Brockenberg nicht auf. War nicht gestern, nicht vorgestern in Braunschweig ein großer Kampf über Deutschlands Einheit geführt worden: ob der vorlezte, oder vielleicht

letzte Welfenstaat dem Dreikönigsbündniß beitreten solle oder nicht? Ich hatte der merkwürdigen Dreikönigssitzung in Braunschweig beigewohnt, bis mich der Bahnzug nach der alten Harzburg abrief. Was der Geist des trogigen vierten Heinrich auf seiner zerstörten Burg zu solchen Kämpfen sagen würde! Wenn ich mir die Redner für und gegen den Anschluß an Preußen recapitulirte, wenn ich die Mittheilungen der Braunschweiger, die später ankamen und den Schluß der Sitzung mit angehört hatten, hinzunehme, war es mir doch wirklich, als rumore etwas der alte Berg und der Herrentanz beginne auf's neue, mit dem die deutsche Geschichte anfing; denn die beglaubigte Sage geht doch der beglaubigten Geschichte voraus. War's denn auch nur Frage, ob und daß Braunschweig dem Dreikönigsentwurf beitreten müsse? und doch ward die Sache so ernsthaft hin und her erwogen, daß pro und contra abgewogen, als handle es sich darum, ob Amerika zu entdecken sei oder nicht. In meinem Wirthshaus hatten sie es schon klar gewußt und ausgesprochen: mögen wir uns nun sperren, wie wir wollen, wir müssen, wenn Hannover und Preußen einig sind, oder wir müßten denn unser, kleines Braunschweig in eine Insel verwandeln können! Ein drittes giebt es nicht. So im Wirthshaus. In der Kammer mußte man deutsch und gründlich verhandeln, man mußte sich stellen („so thun“ berlinisch) als handle es sich um eine freie Frage, wo die Ueberzeugung den Ausschlag gebe! Das stille Ziel war, eine ziemlich ansehnliche Minorität für die Ablehnung zu erhalten: man hatte sich dann doch aus Leibeskräften gewehrt. So ist es denn auch geschehen, und zuletzt hat man, um die Ehre zu retten, noch einen kleinen Krawall gehabt, sogar die Beschimpfung eines der zustimmenden Deputirten! Die Stellung der letztern war allerdings eine peinliche. Sie thaten mir leid. Sie mußten sich selbst bekämpfen, vor dem Gesetz der Nothwendigkeit ihr eigenes früheres Votum umbiegen. Sie thaten es mit Resignation. Ihre Gründe waren kräftig, ja unwiderlegbar; ihre Sprache schau, ängstlich. Die Argumente der Gegner gehörten der Walpurgisnacht an. Während die lustigen Mädchen draußen sicherten, hielten die lustigen Dämonengestalten vor mir bündige Reden. Der setzte aus-

einander, daß Braunschweig des Beitritts zum Dreikönigsentwurf nicht bedürfe, da die Drei Könige ohnehin alles für und gegen Braunschweig thun würden, was ihnen nöthig dünke und gefiele. Wozu also beitreten? Es werde sich alles von selbst machen! Ein anderer gerieth in Begeisterung und Entsetzen, wenn er an einen großen europäischen Krieg dachte, und daß Braunschweig alsdann (wenn es gegen Oesterreich und Rußland ginge) vermöge des Zutritts zum preussischen Entwurf so viel Soldaten in's Feld stellen und besolden müsse, als Preußen bundesmäßig oder gar aus Wohlgefallen stelle! — Könnte das ein guter Braunschweiger zugeben! Die Bauern sahen sich gerührt an. Ich war natürlich in gespannter Erwartung, daß der Redner (der als Financier übrigens ein geschickter Mann sein soll) fortfahren, und einen Plan vorlegen werde, wie Braunschweig, wenn es zu dem gedachten Weltkrieg komme, seine Grenzen besetzen und eine bewaffnete Neutralität gegen Preußen, Oesterreich, Rußland und Frankreich handhaben müsse. Da wäre doch wenigstens Consequenz im Gedanken! Doch genug! Es tanzten noch gar andere Gestalten vor meinen halb geschlossenen Augen, recht diabolische und gelehrte Schulreden drehten sich im Wirbelkreis mit dem Walzer draußen. Aber es ist genug, die Sache ja entschieden. Braunschweig ist ein glückliches Ländchen, es liebt jetzt seinen Herzog, der täglich populärer wird, und achtet seine Minister, die eine neue Rüge traf, und es wird glücklich bleiben, auch wenn es dreikönigdeutsch wird. Eben klagt der Wirth, sein Bier ist ausgetrunken; auch die Dinte ist ausgeschrieben, und ehe man beide aus den Thälern heraufholt, vergeht trotz ihres raschen Fortschritts sehr viel Zeit.

Wilibald A — is.

Mittel gegen die Ansteckung der Cholera.

Ein unfehlbares Mittel gegen die Ansteckung der Cholera besteht darin, daß man zwei Theile Räubereßig (Vinaigre aux quatre voleurs) und

einen Theil Aien- oder Terpentinöl nimmt, Beides zusammen in einer Flasche mischt und vor jeder Berührung mit Cholerafranken, oder bevor man in die Luft geht, sich die Hände, das Gesicht (jedoch mit Verschonung der Augen) und wo möglich den ganzen Körper einreibt. Besonders sind die Gelenke und diejenigen Orte, wo häufiger Schweiß ausbricht, einzureiben. Im Falle Jemand schon von der Cholera angesteckt wäre, ist vorzüglich die Magengegend stark einzureiben, um den Durchfall anzuhalten. Mit diesem Mittel ist zugleich dadurch, daß man es auf glühendes Eisen *ic.* gießt, die Luft des Zimmers zwei bis drei Mal täglich zu reinigen. Wenn der Durchfall bereits einen höhern Grad erreicht hat, ist noch Folgendes anzuwenden: Man reiße Erdbeerpflanzen mit der Wurzel aus der Erde, packe damit einen Topf voll, gieße warmes Wasser darauf, decke eine Stürze darauf und umklebe diese möglichst so, daß kein Dampf entweichen kann, koche dies sodann ungefähr zwei Stunden in einem fort, bis höchstens ein Drittel davon übrig bleibt. Dies trinke man lau, alle zwei Stunden ein Glas, wodurch dann der stärkste Durchfall aufhören wird. Diese Mittel sind nicht von mir erfunden, wohl aber aus einem vor 300 Jahren gedruckten Buche in polnischer Sprache entlehnt und von mir selbst erprobt worden. Bei meiner Anwesenheit in Städten, wo die Cholera herrschte, z. B. Petersburg, Memel, Königsberg, Danzig, und ich täglich die Spitäler besuchte, bin ich ebenso wenig als Andere, welche dieses Mittel anwendeten, von der Cholera angesteckt worden. Selbst jetzt, wo in der ganzen Gegend von Kalisch die Cholera auf die furchtbarste Weise grassirte, ist auf meinem Gute Kirchendorf, welches mit Kalisch grenzt, kein einziger Fall vorgekommen, weil man die obgenannten Mittel gebraucht hatte. Ich habe im Interesse der leidenden Menschheit zu dieser Mittheilung mich verpflichtet gehalten.

Dresden, den 5. August 1849.

v. Zakrzewski,
kais. russ. Oberst-Lieutenant.

Ein Jugendvergehen.

Nach einem wechsel- und stürmischen Leben hatte J. J. Rousseau endlich den Hafen der Ruhe gefunden, nach welchem er so lange vergebens gesucht hatte. Er hatte sich in dem schönen Thale von Montmorency niedergelassen, was, obwohl in der Nähe von Paris gelegen, ihm dennoch alle jene Einsamkeit, jene Zurückgezogenheit von der Welt gewährte, nach denen das durch so manche Leiden und Verfolgungen verwundete Herz des Dichters der neuen Heloise mit solcher Sehnsucht verlangt hatte. In den Schatten der Wälder von Montmorency konnte er endlich sich selber leben, er war nicht mehr, wie in der Hauptstadt, genöthigt, jeden Augenblick sich von einer Fluth Neugieriger, die der Glanz seines Namens anlockte, und die ihm ihre abgeschmackten Huldigungen darbrachten, in seiner harmlosen Existenz stören zu lassen. Ein freundliches Haus, das ihm seine Gönnerin, die Marquise d'Épagny, eingeräumt, hatte ihn aufgenommen und für seine wenigen Bedürfnisse sorgte seine Haushälterin Therese.

Seit langer Zeit hatte der große Mann sich nicht so glücklich gefühlt. Die reine Luft, die herrliche Gegend, die Unabhängigkeit, deren er genoß — das Alles wirkte mit einem Zauber auf ihn, der ihn fast zu verjüngen schien. Rousseau hatte nie zu jenen stubenhockenden Gelehrten gehört, denen nur in dem Staube ihrer Folianten und Quartanten wohl wird. Er war vielmehr der begeisterte Verehrer der Natur, und nie war ihm wohlter, als im Freien. Der Schatten des Waldes, das Murmeln der Quelle, der Duft der Wiesen — das waren Genüsse, die ihm über alles Andere gingen. Was Wunder, daß er in Montmorency's himmlischer Gegend einem Triebe folgte, dem er sogar in Paris treu geblieben war und daß er den größten Theil seines Tages auf Spaziergängen zubrachte, auf denen er sich theils seinen Träumereien überließ, theils dem Studium der Botanik, welches er mit Leidenschaft erfaßt hatte, oblag.

Frei von Dünkel und Hochmuth, liebte es Rousseau, sich mit den Bewohnern von Mont-

morency auf seinen Spaziergängen zu unterhalten, und es dauerte nicht lange, so war er so bekannt mit den meisten unter ihnen, so vertraut mit ihren kleinen Angelegenheiten, Bedürfnissen, Wünschen, Kenntnissen und Hoffnungen, als hätten ihn die Schatten des lieblichen Thales schon Jahre lang beherbergt. Wo es seine, freilich nicht bedeutenden Mittel erlaubten, da griff er thätig mit Hilfe und Unterstützung ein, und jeder Arme, der ihm begegnete, war eines Almosen aus seiner Hand gewiß.

Besonders hatte eine blinde alte Frau das Interesse des Dichters zu fesseln gewußt. So oft er an ihrer Hütte vorüber kam und sie — wie sie es an schönen, sonnigen Tagen zu thun pflegte, vor derselben sitzen fand — verweilte er bei ihr, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und beschenkte sie, wenn er seinen Besuch endigte, mehr oder minder reichlich. Es war etwas Geheimnißvolles, etwas, worüber er sich keine Rechenschaft abzulegen wußte, eines jener dunkeln Gefühle des Herzens, welche so oft den Menschen bestimmen, welches ihn zu der Blinden zog. Er glaubte sich in seine Jugendjahre, an die Ufer des Genfer-Sees, oder in die prächtigen Straßen von Turin zurückversetzt, wenn er ihre Stimme hörte. Wirklich war die Blinde nicht aus der Gegend zu Hause; sie war alt und schwach, als Bettlerin nach Montmorency gekommen, und dort lebensgefährlich erkrankt. Das gute Völkchen des Thales hatte für sie gesorgt, sie war wieder genesen, und da sie auf näheres Befragen gestand, daß sie Niemanden auf der Welt, der sie näher angehe, mehr besitze, so hatte man auf allgemeine Kosten für ihre Bedürfnisse gesorgt; sie in einer der Hütten des Dorfes bei ein Paar gutwilligen Leuten, die sie pflegten, untergebracht, und so war sie seit jener Zeit in Montmorency geblieben. Wo sie eigentlich her sei, welche Schicksale sie nach Montmorency geführt, darüber wußte Niemand Auskunft zu geben, da sie selber über diesen Punkt ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, die guten Leute von Montmorency aber es für ungastfreundlich hielten, sie über etwas zum Sprechen zu bringen, worüber sie vielleicht aus guten Gründen sich nicht erklären mochte.

Auch Rousseau's Unterhaltungen mit der Alten lüfteten den Schleier nicht, der über den Schicksalen der Alten lag. Sie drehten sich vielmehr um die Ereignisse des Tages, die natürlich in einem Orte, wie Montmorency, von keiner Bedeutung sein konnten. Dazu kamen Erkundigungen nach ihrer Gesundheit, hier und da ein guter Rath, wie sie sich die Beschwerden des Alters erleichtern möchte u. s. w. Damit waren in der Regel die Gespräche des Dichters und der Alten zu Ende.

* * *

Seit einigen Tagen hatte Rousseau die Alte bei seinen Spaziergängen in der Allee nicht mehr vor ihrer Hütte wahrgenommen, wiewohl er mehre Male beim herrlichsten sonnigen Wetter bei derselben vorübergekommen war. Kein Zweifel, der Alten mußte etwas zugestoßen, sie mußte erkrankt sein. Rousseau erkundigte sich das nächste Mal, wo ihn sein Weg wieder bei der ihm lieb gewordenen Hütte vorüberführte, nach Louison — so wurde die Blinde in Montmorency genannt — und es fand sich, wie er geahnt, sie war krank, sie war bettlägerig geworden.

Rousseau ließ sich zu ihr führen.

Er fand sie in einem Zustande, der offenbar zeigte, daß ihr Ende nicht mehr fern sei. Der Dichter, von tiefem Mitleiden ergriffen, fragte sie, nachdem er sich nach ihrem Befinden erkundigt, ob er ihr vielleicht in irgend etwas behilflich sein könne.

„Schwerlich,“ — antwortete die Blinde mit schwacher Stimme, — „auf dieser Welt habe ich nichts mehr zu hoffen und zu fürchten, und in jener Welt hoffe ich einen gnädigen Richter zu finden. Wenn ich mir Fehler in meinem Leben zu Schulden kommen ließ, ach! so kann ich es wohl behaupten, daß nur die bitterste Noth mich zwang, sie zu begehen. Ja, wäre nicht ein Mensch gewesen, der in seinem Leichtsinne oder in seiner Niederträchtigkeit — ich will nicht entscheiden, ob der eine oder die andere ihn lockte — mein ganzes Glück unwiderruflich vernichtete, so stürbe ich wohl nicht hier, fern von meinem Vaterlande, als Bettlerin.“

Sie schwieg einen Augenblick und schien über etwas nachzussinnen. Dann fuhr sie fort: „Man hat mir gesagt, daß Ihr ein berühmter Gelehrter seid, Herr Rousseau. Es ist daher wahrscheinlich, daß Ihr wohl auch außer Frankreich Verbindungen haben mögt. Gern möchte ich, daß meine Verwandten, wenn sie noch lebten, erführen, wo ich geendet; ich möchte ihnen noch einmal die Versicherung zukommen lassen, daß ich unschuldig war an jenem Vergehen, dessen man mich bezüchtigte, und daß sie bewog, sich von mir loszusagen und mich meinem Schicksal zu überlassen. Auch ihn — wenn er noch lebt — möchte ich dasselbe wissen lassen, ihn, dessen Bild noch immer in diesem Herzen lebt, der mich so treu, so innig zu lieben schien, an dessen Seite mir das Leben ein Paradies geworden wäre, wenn nicht auch er sich hätte verleiten lassen, den Stein auf mich zu werfen und mich einer That für fähig zu halten, die er einem Wesen nicht hätte zutrauen sollen, in dessen tiefste Seele er so manchen Blick gethan.“

„Allerdings, gute Louison, bin ich im Stande, Euren Wunsch zu erfüllen, wenn Ihr mir nur sagt, wo Euer Vaterland ist, damit ich dorthin Eure Aufträge besorgen kann.“

„Meine Vaterstadt ist Turin,“ versetzte die Blinde.

„Turin!“ rief Rousseau aus und eine Leichenblässe bedeckte auf einmal sein Gesicht.

„Ich wurde in Turin geboren und erzogen,“ hob die Blinde von Neuem an. „Mein wahrer Name ist Marion M.“

„Marion M.“ — rief Rousseau, „gerechter Gott! Und dientet Ihr nicht im Hause des Grafen Bercelli?“

„So ist es,“ antwortete die Blinde, „aber woher kommt Euch,“ fragte sie verwundert, „diese Kunde?“

„Ich befand mich, als Ihr das Haus des Grafen beim Tode seiner Mutter verlassen mußtet, in Turin. Eure Geschichte machte großes Aufsehen in der Stadt, man bemitleidete Euch, man traute Euch den Diebstahl, der Euch Schuld gegeben ward, nicht zu. Euer Mißgeschick war in der That groß.“

„Es war furchtbar. Meine Verwandten, wie gesagt, wollten von mir nichts mehr wissen, sie verleugneten die Diebin. Mein Verlobter — in acht Tagen sollte unsere Hochzeit sein — glaubte sich beschimpft durch mich, er erklärte mir, daß Alles zwischen uns geendigt sei. So befand ich mich in der hilflosesten Lage von der Welt auf den Straßen von Turin, dem Wind und Wetter preisgegeben, ohne eine Stütze, ohne ein Obdach. Ich war der Verzweiflung, dem Wahnsinn nahe, ich dachte an Selbstmord. In diesem Zustande traf mich der junge Graf von X. Er hatte mir schon früher nachgestellt. Als er meine Lage erfuhr, erneute er seine Anerbietungen, er war im Begriff, nach Paris zu reisen, er schlug mir vor, ihn dorthin zu begleiten, und versprach mir, daß es mir an Nichts fehlen, daß ich in Hülle und in Fülle leben sollte. Der Versucher hätte keine glücklichere Zeit zu seinen Einflüsterungen wählen können. In Turin war meines Bleibens nicht mehr; das Gerücht bezeichnete mich als Diebin, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte; so ergriff ich denn, wie der Ertrinkende nach jedem Strohhalme greift, den mir angebotenen Ausweg.“

„Und er führte Euch nur tiefer in's Unglück!“ — sagte Rousseau mit einem Seufzer.

„Leider. Der Graf brachte mich in der That nach Paris, aber er wurde meiner bald müde und überließ mich meinem Schicksale. Uebermals befand ich mich in der entsetzlichen Lage, wie vor Kurzem in meiner Vaterstadt Turin. Was soll ich Euch weiter erzählen? Die Fallstricke, die einem jungen Mädchen, dem es nicht ganz an Reizen gebricht, überall auslauern, sind bekannt, und wie soll es ihnen entgehen, wenn es in der bittersten Noth, ohne Hilfe, ohne Rath ist? Ihr werdet mein Schicksal errathen. Es war ein schreckliches. Endlich kam das Alter. Ich wurde zur Bettlerin. Ich beschloß endlich, in mein Vaterland zurückzukehren. Die Zeit, hoffte ich, werde die Stimmung meiner Verwandten gegen mich gemildert haben. So ergriff ich denn den Wanderstab, um den langen Weg nach Italien zu unternehmen. Gott wollte nicht, daß ich weiter kommen sollte, als bis hierher, wo ich erkrankte und seitdem geblieben bin. Das Weitere

wißt Ihr. O, wenn er, er, der Schändliche, der an allen meinen Leiden Schuld ist, der mich eines Vergehens bezüchtigte, das er selber beging, wenn er mich hier in meiner Todesstunde sähe, es würde hoffentlich sein steinernes Herz rühren, und seine Gewissensbisse würden meine Rächernnen sein.“

„Sie sind es schon längst, Marion,“ rief Rousseau, indem er unter einem Thränenstrom vor dem Bette der Blinden auf die Kniee sank. „Ja, Marion, ich bin der Glende, der Euch sein eigenes Vergehen aufbürdete, der, als Ihr in Eurer Unschuld ihn zur Reue und Wahrheit ermahnetet, mit teuflischem Troz bei seiner Behauptung beharrte. Könnt Ihr einem Unglücklichen, der seit mehr als vierzig Jahren die Qualen der bittersten Gewissensbisse empfindet, Eure Verzeihung gewähren?“

„Ihr seid derselbe Rousseau,“ — fragte die Blinde erstaunt — „der im Hause des Grafen Vercelli damals Bediente war? derselbe Rousseau, der mich zur Diebin stempelte, den Nichts bestimmen konnte, seine Lüge zurückzunehmen und das wieder gut zu machen, was er gestiftet. Nimmermehr! Nimmermehr!“

„Und doch ist es so!“ — versetzte Rousseau. — „Ich bin derselbe Unhold, dem Ihr mit Recht Euer ganzes Unglück Schuld gebt. Ich bin es, der in teuflischem Leichtsinne das ganze Glück eines schuldlosen Wesens auf immer vernichtete, und der in diesem Augenblick seine ganze Verworfenheit fühlt.“

Die Blinde schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „So viel ich von Eurem Treiben vernommen habe, so gereicht es Euch zur Empfehlung, und wenn Ihr gegen mich eine Schuld auf Euch geladen habt, die wahrlich schwer ist, so scheint Ihr diese wenigstens durch allgemeine Menschenliebe, so weit Ihr es vermochtet, gut gemacht zu haben. Ich verzeihe Euch, Rousseau. Besorgt meinen Auftrag an meine Verwandten, an meinen ehemaligen Bräutigam. Sagt Ihnen, daß sie mir Unrecht thaten. Ihr könnt es mit Ueberzeugung.“

„Es soll geschehen,“ — versetzte Rousseau — „nicht bloß Eure Verwandten in Turin sollen

Eure Unschuld und mein Verbrechen erfahren, die ganze Welt soll es wissen.“

Die Blinde war durch die Scene erschöpft, und Rousseau verließ sie tiefbewegt. Er hoffte sie noch ein Mal zu sprechen, noch ein Mal ihre Verzeihung zu vernehmen, doch als er wieder an ihrer Hütte vorsprach, war sie verschieden.

Rousseau hielt sein Versprechen. In seinen berühmten Bekenntnissen erzählt er uns die Geschichte der armen Marion, wiewohl er es verschweigt, daß er sie später — und unter welchen Umständen — wieder gesehen. Beide — Rousseau sowohl, der bekanntlich der Sohn eines Genfer Uhrmachers, und seinem Meister aus der Lehre entlaufen war, — wie Marion, dienten im Hause des Grafen Vercelli. Beim Tode der Mutter des Grafen wurde ein seidenes, mit Silber gesticktes Band vermist, das sich endlich in Rousseau's Händen wieder fand. Das Band war ohne großen Werth; er hatte es sich, er wußte selbst nicht wie, zugeeignet, er wollte Marion ein Geschenk damit machen. Als man ihn fragte, wie er zu dem Bande komme, sagte er, daß er es von Marion bekommen habe, und als diese leugnete, blieb er bei seiner Behauptung. Je dreister er sich dabei benahm, und je weniger er sich von den Ermahnungen des armen Mädchens, die Wahrheit zu bekennen, rühren ließ, desto mehr gelang es ihm, seine Herrschaft von seiner Unschuld und Marion's Schuld zu überzeugen. Marion, wie gesagt, wurde ihres Dienstes entlassen, und endigte, wie wir gesehen. Rousseau, nach mannichfaltigen Abenteuern, machte seinen Namen neben dem Voltaire's zum glänzendsten der französischen Literatur. Nur seinen inneren Frieden — wie er selber gesagt — hatte ihm sein schändes Jugendvergehen gegen die arme Marion auf immer geraubt, und alle seine Triumphe vermochten es nicht, ihm jene heitere Zufriedenheit zu geben, die nur ein reines Gewissen verleiht.

Tagesordnung eines Mitarbeiters der Kreuzzeitung.

Um sieben Uhr früh.

Er schläft noch — aber nicht sanft. Sein Gesicht ist verzerrt, er heult und klappert mit den Zähnen. Er heult besinnungslos bis um

halb acht Uhr.

Endlich erwacht er mit einem lauten Schrei. Er ohrfeigt sich, zieht sich bei den Haaren aus dem Bette zum Spiegel, und brüllt dabei: „Warte du wühlerischer Jude! Ich will dich lehren, bei einem Christgläubigen im Bette zu schlafen! Diese Brut muß stückweise vernichtet werden!“ Er sieht aber in dem Spiegel, daß er kein Jude, sondern der Mitarbeiter Evarius sei. — Seine Wuth mildert sich, er schreibt alsogleich einen Leitartikel über äffende Traumgestalten, und schließt mit der richtigen Bemerkung, daß seine Todfeinde, die Juden, vernichtet sein müssen. Hierauf schwärzt er seine eigenen Stiefel an.

Halb neun Uhr.

Er verzehrt im wilden Heißhunger zwei Stück gebratene Juden und ein halbes Duzend deutsche Hüte in saurer Zwiebelsoß.

Halb zehn Uhr.

Evarius eilt in's Bureau durch die dunkelsten schmutzigsten Gassen — dann und wann auch durch den Lazzenhof — seine Blicke schweifen unstät umher; begegnet er ein altes Weib, so fragt er sie geheimnißvoll, ob sie nichts von einem Juden wisse, der ein Christenkind gestohlen und geschlachtet habe, und dergleichen mehr. Er notirt sich auf der Schreibtasel, was die Fischweiber für Neuigkeiten erzählen, läßt sich in Gespräche mit Plakatenleser ein, und fragt sie um Bestimmung und Wohnort.

Halb zwölf Uhr.

Er sitzt im Bureau, arbeitet aber nichts, sondern studiert auf Dummheiten. D'rauf läßt er sich alle Journale bringen, wirft sie auf die Erde, und steht mit höchster Verachtung auf sie herab. Bei dem Anblick der Kladderadatsch und der Nationalzeitung geht die Verachtung in tolle Wuth über, er wälzt sich im Weistanze auf denselben herum.

Von zwölf bis drei Uhr.

Er betrügt, verleumdet, schneidet die Ehre ab, stiehlt, vergiftet, mordet und plündert — alles mit der Notizenfeder!

Von drei bis fünf Uhr.

Er verzehrt wieder einige Juden und grün-geränderte Filzhüte, und freut sich, daß diese Artikel lange noch nicht ausgehen werden, trinkt darauf zur besseren Verdauung ein Maß Cholera-liqueur und ein Seitel Wunderbalsam.

Von fünf bis sieben Uhr.

Besucht entweder eine verdächtige Vorstadt mit der Schreibtasel in der Hand, oder geht in den Thiergarten und fraternisirt mit den Thiergarten-schönen, aber Alles nur darum, um zu schauder-vollen Enthüllungen zu gelangen.

Von sieben bis zehn Uhr.

Er schleicht mit der Freikarte in das Affentheater bei Kroll, und verliebt sich in die schön-gekleidete Primadonna, eine alte Kapuzineräffin, bis zum Wahnsinnigwerden. Darauf recensirt er strengstens einige jüdische Physiognomien.

Bis elf Uhr.

Er steht sich auf der einsamen Straße um, ob er denn gar keine Juden erblicke, heult mit blutigen Thränen bei der Georgenkirche, und erweckt Reue und Leid über frühere Missethaten.

Um zwölf Uhr

kommt er bei seiner Wohnung an, verspeist noch einen kalten Juden, verbarrikadirt mit Stühlen und Tischen die Thüre, auf daß ihn im Schlafe kein Jude erwürge, erfindet einige interessante telegraphischen Berichte, ärgert sich einige Male über die Emancipation, überdenkt sein Tagewerk, und schläft endlich ein. Myriaden Juden-buben und notirte Wohnungsnummern umgaulen ihn in seinen Träumen.

(Wiener Punsch.)

L. S.

Bündnadeln.

Von J. F.

In der deutschen Satrapen-Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, schreibt ein *** aus Frank-

furt a. M. von einem „überschnappten Börne der Pariser Briefe.“ — Wahrscheinlich ist der Autor dieses großen Beiworts für Börne ein hochgestellter Diplomat oder ein gewaltiger Windischgräß, so daß die Augsburgerin gezwungen war, seinen Brief aufzunehmen; denn sonst nimmt diese Zeitung wohl geistvolle Persiflien, aber nicht Sinnliches auf. Der Sachsenhausener *** kann freilich nicht überschnappen, denn wer keinen Verstand zu verlieren hat, kann den Verstand nicht verlieren.

* * *
Edel und hochherzig fühlende und denkende Frauen bitte ich, nachstehende Zeilen nicht zu lesen, damit sie nicht vor ihrem eigenen Geschlechte erstarren! — — — In Franzensbad haben hochgestellte Damen aus Wien und Berlin (Trebündlerinnen) dem Fürsten Windischgräß einen Pokal überreicht, mit der Inschrift: „Dem Retter der Kronen, dem Vorbild unserer Söhne!“ — Verehren diese Damen etwa den Retter der Kronen deshalb, weil sie selbst es lieben, ihre Männer zu krönen?! — Man möchte, wenn es nicht allen Edeln, Guten den Tod herbeirufen hiesse, diesen Frauen, als gerechte Strafe, Söhne wünschen, die ihrem Vorbilde gleichen.

* * *
In Oldenburg ist eine Schauspielerin, Fräulein A. Loehn, welche griechische und lateinische Klassiker wie deutsche liest. Wie viele andere

Liebhaverinnen dagegen verstehen nicht einmal deutsche Klassiker zu lesen und stehen doch gewaltig den Antiken nahe! —

* * *
Im Berliner Opernhause soll demnächst eine großartige Siegesfeier der Reaktion stattfinden. Dieselbe hat nichts Würdigeres zu dem Feste erfinden können, als daß Herr Louis Schneider wieder auftritt, den das freie edle Volk verlesen hat, und der seitdem, mit stets gekrümmten Rücken, auf den Knien, dem Könige vorlesen mag. Derselbe soll dazu ein Genre-Bild gespielteckert haben: Rote Fahne und Knute, das mit einer Hymne an die Knute schließt, zu welcher Treubündler den Chorus bilden. Dann kommt ein großer Zug gekrönter Häupter über die Rücken der Treubündler, welche sich zu dem Zwecke auf alle Biere niederwerfen. Im Hintergrunde erscheint ein Transparent mit schwarzweißem Rande: „Denen von Gottes Gnaden gegenüber muß der wahre Unterthan aufhören Mensch zu sein, nur Thier!“ — Das Ganze endet mit der Stiftung eines neuen Ordens der auf die Rücken der Treubündler getretenen blauen Flecke, mit dem Symbol: Hony soit, qui mal y pense! —

* * *
Den vielen Andichtern Göthe's könnte man zurufen:

Wer nicht wie Göthe dichten kann,
Der dichte ihn mit Nichten an! —

F e u i l l e t o n .

Bender. Als Karl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Grutshusen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war: „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht.“ Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen... Unsere heutigen Finanzminister, die ihre erschreckliche Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

Berlin. Jesus Christus sagt (Matth. 5, v. 44 und 45): „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“ — Das Ministerium Manteuffel sagt (Preßgesetz § 17): „Wer den öffentlichen Frieden dadurch zu stören sucht, daß er die Angehörigen des Staates zu Haß oder Verachtung gegen einander öffentlich anreizt, wird mit Geldbuße von 20 — 200 Thaler, oder mit Gefängniß von 4 Wochen bis 2 Jahren bestraft.“ — Preußen ist ein christlich-germanischer Staat. Die Minister gehen fleißig in die Kirche. Wer über ge-

wisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. In Preußen den Verstand zu verlieren, ist ein Glücksfall, wenn dabei auch das Gewissen zum Teufel geht.

* * Der Assessor Gubitz fand, am Abende des 22. August aus dreimonatlicher Haft für seine Rechtlichkeit, Liebe zur Freiheit und Wahrheit, heimkehrend, seine Wohnung auf das Reichste mit Blumen in den verschiedensten Anordnungen, theils in Girlanden und Kränzen, theils in sinnbildlichen Gestaltungen, ausgeschmückt. Auf einer Konsole prangten, von Blumen umgeben, die Statuen der Germania und der Justitia. Die Bezirksgenossen, welche mit dem Gefeierten eine Gesinnung hegen, hatten ihm diesen Empfang bereitet, und eine Deputation derselben stattete ihm am Morgen des 23. den Glückwunsch Aller ab. Auch die Arbeiter in den Buchdruckerei-Offizinen seines Vaters begrüßten den Heimkehrenden mit einem schwarz-roth-golden gedruckten Gedicht in Rahmen und Blumen. Am Abend des 23. endlich brachten ihm Mitglieder vereinigter Handwerker-Chöre ein Gesangsständchen, das mit dem Liede: „Was ist ein deutscher Mann“ begann und mit Arndt's deutschem Vaterlandsliede schloß. Den Blumenschmuck zu sehen, den Gesang zu hören, drängten sich viele Personen aus der Nachbarschaft herbei, doch verlief die Feier in friedlicher und stiller Würde.

* * Der Architekt Herr Tiz hat den Bau eines brillanten Sommertheaters im Kroll'schen Lokale übernommen und die geeigneten Pläne darüber bereits vorgelegt. Alle bisherigen gemachten Projecte waren als nicht passend vom Fiscus abgelehnt. Jetzt wird mit höchster Erlaubniß der Bau nach griechisch-römischen Mustern als Amphitheater mit großen Springbrunnen u. gleich nach Schluß der Gewerbe-Ausstellung beginnen.

* * In Preußen werden für die Zurückgebliebenen der ausgerückten Landwehrmänner Sammlungen veranstaltet. Ueberhaupt ist die Sorge für alles Zurückgebliebene gegenwärtig in Preußen groß, rührend und schön.

* * Die Orangerie, welche gegenwärtig den Balkon der Wohnung des General von Wrangel am Pariserplatz schmückt, ist ein Geschenk aus den königlichen Gärten, womit der General, der seine Morgenstunden auf dem Balkon zubringt, überrascht worden ist. — Anfangs hielt er es jedoch für das Gras, das er in den Straßen Berlins wachsen hörte.

Friedericia. Was Alles nach dem dänisch-preussischen Waffenstillstand geschehen ist? Nach dem preussisch-dänischen

Waffenstillstande wurden im Potsdamer Schlosse 600 Champagnerflaschen die Hälse gebrochen, und das schöne Lied gesungen: „Heil dir im Siegerkranz!“ — Nach dem preussisch-dänischen Waffenstillstand haben die dritthalbtausend bei Friedericia gefallenen Deutschen eine gehorsamste Anfrage an die preussische Diplomatie gerichtet, wer denn der Jungfrau Germania zur Dämpfung verschiedener Schmerzen einen friedbringenden Ueberlaß von 55,357 Unzen verschrieben habe. — Nach dem preussisch-dänischen Waffenstillstand hat ein Schwarzweißer jubelnd ausgerufen: „Alles ist gewonnen, nur die Ehre ist verloren! Bravo!“ — Nach dem preussisch-dänischen Waffenstillstand ist der deutsche Verstandstillstand erfolgt. — Nach dem preussisch-dänischen Waffenstillstand wurde nicht allein in Kopenhagen illuminirt, sondern allen Großdeutschen ist das Licht einmal aufgegangen. — Nach dem preussisch-dänischen Waffenstillstand wurde in Holstein über die Berliner Hegemonie, welche ein Wirth über seinem Eingange aus Patriotismus gemalt hatte, die Warnung geschrieben: „Man soll den Engel nicht an die Wand malen!“

Harzburg. In einem Fremdenbuche auf den Ruinen der Harzburg stehen folgende Verse von Justinus Kerner:

Herwegh's Schlachtgesang.

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!
War Dein Schlachtruf — jetzt, mich freut's,
Nächst mit ängstlichen Geberden
Vor den Schwertern Du ein Kreuz.

Krasnojark's. Auch ein Bild aus Sibirien, das man sich nur als kalte arme Gindöde denkt: Der Champagnerluxus soll nirgends größer sein als — in Sibirien, namentlich in Krasnojark's, wo die Erde Gold in Menge birgt und die Leute über Nacht reich werden. Es soll in dieser Stadt Männer geben, die noch vor wenigen Jahren als Handlungsdiener oder arme Arbeiter in ärmlichen Kramladen saßen oder in den sibirischen Wäldern nach Gold suchten und jetzt im Besitz großer Massen dieses Metalls sich in sardanapalischen Lüsten wälzen. Besonders sollen die Gastmähler und der Champagner maßlose Summen kosten, weil man diesen Wein nicht aus kleinen, sondern aus sehr großen Gläsern in sehr großer Menge und zu jeder Zeit trinkt, während die Flasche 18 bis 20 Rubel kostet. Kommt man zu Jemand früh Morgens oder spät Abends, ist man beim Frühstück, Mittags- oder Abendessen, zum Thee oder Ball, Champagner muß immer in Strömen fließen. Es giebt übrigens auch sibirischen Champagner.

Leipzig. Man weiß es schon, wie wenig zurückhaltend die Herren Konkünstler sind, wenn sie von ihren guten Eigenschaften, von Rang und Würden reden, die man ihnen auferlegt hat, es kann also kaum befremden, wenn Herr Leopold v. Meyer, nur berührt durch seine Eitelkeit und Arroganz, seine Adresse in ganz neuer Weise verlängert, er nennt sich nemlich unter seiner so eben erschienenen „Niagara-Fall-Fantastie“: „Meister der pensylvanischen Freimaurer-Loge“ Jedensfalls weit hergeholt.

Madrid. Im großen Circus fand ein Kampf zwischen einem Stier und einem Löwen statt. Der Stier, von der besten andalusischen Race, war ein so prächtiges Geschöpf, daß bei seinem Erscheinen Alle, die gegen ihn gewettet hatten, den Muth verloren, obgleich auch der Löwe, eben erst in Afrika eingefangen, ein gewaltiges Thier war. Der Löwe sprang dem Stier auf den Nacken, aber der ungeheuern Kraft des letzteren gelang es, seinen Gegner abzuschütteln und ihn mit seinen Hörnern so arg zuzurichten, daß der letzte floh, und obwohl fünf Mal vom Bullen angegriffen, jedes Mal den Kampf ablehnte. Man ließ nun einen großen Tiger in die Arena; anfangs fürchtete derselbe sich vor dem Löwen, nach einigem Zögern aber entschloß er sich mit diesem gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Bulle stürzte indeß auf ihn los und machte ihn nach einem längeren höchst malerischen Gefechte gleichfalls kampfunfähig — Hernach ließ man zwei ungeheure Hunde gegen eine Hyäne kämpfen. Die letztere war an einen Pfahl gefettet, was die Zuschauer für unfair hielten, weshalb ein allgemeiner Tumult dies Schauspiel unterbrach. Der ganze Hof (!) wohnte dem Kampfspiele bei. Nächstens will man ein Pferd mit einem Panther kämpfen lassen. — Muß man sich nicht als Mensch schämen, daß solche Feste noch immer statt haben?! —

* * Die letzte Thronrede der Königin von Spanien begann folgendermaßen: Meine Herren! Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß mein Reich gegenwärtig nach Innen mächtig wie nach Außen stark, eine Größe und Ausdehnung erreicht hat, deren sich kein Reich je rühmen konnte, denn wohin Sie gegenwärtig in Europa blicken, wird Ihnen alles spanisch vorkommen.

(Punch.)

Olmütz. Professor Z an h o r hat ein Handbuch der praktischen Arithmetik herausgegeben, in welchem sich folgende Definition vorfindet: „Die Kreislinie ist eine Richtung, welche von einem Punkte ausgeht und so lange in gerader Linie fortläuft, bis sie in den Anfangspunkt endigt.“

Dazu das Subtractions-Beispiel: — 8000 + 348 = — 8000 — 348 = — 8348.

Paris. Corfran giebt folgendes Bild von Cavaignac: Wenn irgend Jemand die Republik in Frankreich besessigen konnte, so war Cavaignac der Mann dazu. In seiner Person, seinen Sitten, sowie Handlungsweise war er das Ideal eines Republikaners — nicht von der sansculottischen Schule, sondern des republikanischen Patriziers von Rom. In der Blüthe des Lebens, groß, wohlgebildet und würdevoll, besaß er den stolzen Blick des Coriolanus und das gefühlvolle Herz des stoischen Brutus. Seine Empfindlichkeit gegen Argwohn oder Mißdeutung macht es natürlich, warum er jede Gelegenheit vermied, seine Verdienste zur Schau zu stellen. Diese charakteristische Eigenschaft erklärt es auch, warum er in so schwierigen Zeiten im Amte bleiben konnte, da er durch seine Bereitwilligkeit, sich der Gewalt zu begeben, sie in seinen Händen befestigte; sie macht es ferner erklärlich, warum er nicht jetzt Präsident der Republik ist — seine Furcht, sich der Beschuldigung auszusetzen, die Wahl verzögert zu haben, um sich so lange wie möglich an sein Amt zu klammern, beschleunigte den Sieg seines Nebenbuhlers. Tapfer, stolz, gefühlvoll, begabt, würdevoll und prunklos, voll republikanischen Eifers und doch besorgt um die Aufrechthaltung aller durch die Religion, das Gesetz und die Sitten geheiligten socialen Rechte, ein Freund der moralischen wie der militärischen Disciplin, schien gerade er der Mann zu sein, den die Vorsehung zu dieser Zeit dem französischen Volke senden mußte — das französische Volk aber verwarf ihn. Indem es ihn verwarf, achtete und verehrte es ihn; auf die Frage, warum es so that, kann man daher nur eine Antwort geben: es wollte die Republik nicht.

* * In dem Augenblick, wo die sterblichen Ueberreste des Marschalls Molitor mit Weihwasser besprengt wurden, traf durch telegraphische Depesche die Nachricht ein, daß seine Gattin auf ihrem Schlosse zu Nancy ebenfalls plötzlich verschieden sei. Man erinnerte sich dabei der Worte, die der Marschall vor einigen Monaten aussprach, als er sich von derselben trennte. „Dort, sagte er, mit einem Blick nach dem Himmel, werde ich Dich bald erwarten.“ „Ich hoffe, erwiderte seine Frau, daß Du nicht auf mich warten wirst.“ Sie hat Wort gehalten.

Nastatt. Der alte Freischaaarsführer Böning, der nach Kriegs-Gewalt-Spruch erschossen wurde, starb mit unverföhntem Hass im Herzen. Allen religiösen Zuspruch lehnte er ab. „Vater, ich komme dich um Rache anzurufen gegen meine Mörder,“ das waren seine letzten Worte.

Rom. Vor seinem Auszuge aus Rom in Folge der Kapitulation der Stadt mit den Franzosen erließ Garibaldi folgenden Aufruf: „Soldaten! Denen, welche Lust haben, mir zu folgen, biete ich Folgendes an: Hunger, Kälte und Sonne, feinen Sold, keine Kasernen, keine Munition, aber beständiges Wachen, Gilmärsche, Bajonnetangriffe. Wer den Ruhm liebt, folge mir!“

* * Als der Papst eine Deputation aus Rom fragte, ob die Kunstwerke in Rom durch die Invasion viel gelitten hätten, soll dieselbe geantwortet haben: Mehr oder weniger wohl, Eure Heiligkeit, am meisten aber der Thron Eurer Heiligkeit selbst, denn jede Kugel die in die Stadt fiel, erschütterte ihn.

Sodom. Von einem der Teilnehmer an der Expedition zur Befahrung des todten Meeres wird nächstes ein Tagebuch erscheinen, aus dem wir folgende Stelle entnehmen: Am 26. April 1847 untersuchten wir die Berge von Sodom und schauten uns neugierig nach der berühmten „Salzsäule“ um, welche das Gottesurtheil über Lots Weib bezeichnet. Während wir an den Ufern des Sees herumfuhren, erblickten wir eine ungeheure, abgerundete thurmartige Säule gegen Südosten. Dies, sagte der Araber, sei die Salzsäule, in welche Lots Weib bei dem Untergang von Sodom eingeschlossen worden sei. Mit einiger Schwierigkeit landeten wir hier; unser Befehlshaber und Dr. Anderson nahmen sich eine Probe davon und Dr. Dale eine Zeichnung. Wir maßen die Säule und fanden sie 60 Fuß hoch und 40 Fuß im Umfang. Lots Weib war wohl nicht so groß, daß sie dem Maße dieser Säule gleich kam; dem mag aber sein wie ihm wolle, wir standen vor der ungeheuren Säule und fanden, daß sie wirklich aus festem Steinsalz, aus einer krystallisirten Masse bestand. Sie ist in der Nähe der Stelle, welche in der Bibel bezeichnet ist, und scheint die einzige ihrer Art hier; die Araber der Umgegend, welche wir befragten, erklärten, daß sei Lots Weib, die wirkliche Salzsäule, von der die Bibel spreche. Meine Ansicht von der Sache ist, daß Lots Weib von der herabströmenden Flüssigkeit überwältigt wurde und den Grund zu dieser außerordentlichen Säule legte. Wäre sie durch gewöhnliche natürliche Ursachen entstanden, so könnte man mit Recht vermuthen, daß sich noch andere ähnliche Säulen finden würden. Wir nahmen sorgfältig unsere Proben mit, um sie unsern Freunden in Amerika zu zeigen. Die Ufer des Sees sind mit Salzincrustationen belegt und

wir bemerkten, daß nach einer Stunde unsere Fußtapfen mit Krystallisation bedeckt waren.

Versailles. In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und dann bei der Toilette einer Buhlerin, erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von fünfundzwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von M. aus den Händen der Frau von Pompadour den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landkarte mit Schönplästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

Wien. Der von J. August Bachmann vortrefflich redigirte Bunch enthält: Deutsche Synonyma, welche leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten: Der Gemeindegeldschlag, keine indirekte Steuer, sondern ein direkter und applicirter Schilling. — Ein Mann, welcher demokratische Artikel setzt, kein Gehilfe in einer Druckerei, sondern ein Konstabler. — Ein Stahlstichterzeuger, kein Schüler der bildenden Künste, sondern ein Kavallerist. — Ein demokratisches Anzeigebblatt, kein Intelligenzblatt, bei weitem kein Intelligenzblatt, von Intelligenz kann gar nicht die Rede sein, sondern eine reaktionäre Zeitung. — Durchgetriebene Schlingel, keine Industrieritter, sondern ein Transport Gefangener. — Ein gutes Bindemittel, nicht Kalk und Sand, sondern das neuerlassene preußische Preßgesetz. — Ein abgeschaffter Spanier, kein unruhiger Südländer, sondern ein Grundwächtersock.

* * Da Deutschland eine ganz neue Umgestaltung erhalten, und seiner Einheit entgegengehen soll, so darf es fortan in den Lehrbüchern der Geographie nicht mehr heißen: Deutschland zerfällt in zc. zc., sondern Deutschland ist zerfallen. (Bunch.)

Zürich. In dem humoristischen Reglement der antiquarischen Gesellschaft zum fröhlichen Berchtolds-Tage 1849 heißt es:

Die Mitglieder werden nie vergessen
Deutsch zu trinken und römisch zu essen,
Sich keltisch zu kleiden und rhätisch zu tanzen
Im Einzelnen sowohl als auch im Ganzen.
Sie werden stets nach dem Alten streben
Und vor dem Jungen den Preis ihm geben;
Doch mögen bei Jungfern und bei Frauen
Sie immerhin auf die Jugend schauen,
Da keine Regel ja besteht
Der nicht eine Ausnahme zur Seite geht.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.